

## Das dritte Wort.

// Wien, Ende April.

Ich weiß wohl, man soll nicht immer vom leidigen Essen reden. Es ist so wenig beliebt wie das ewige Schwatzen vom schönen Wetter, das stets beginnt, wenn sonstige Begriffe fehlen. Wie aber soll man sich wohl dem Thema des Essens oder, richtiger gesagt, des Hungerns entziehen, wenn jedes dritte Wort in der einstigen Kaiserstadt an der schönen blauen Donau von ihm handelt, wenn jeder Mensch, ob Republikaner oder Monarchist, ob Kriegsgewinnler oder Kriegsnotleidender, sich mit ihm abquält? Ein Beispiel für viele: Ich sitze in der Schwemme und warte mit andern aufs färgliche Mittagbrot. Sie wissen doch, was eine Schwemme ist? Als ich das Wort zum erstenmal vernahm, sah ich im Geist einen grünumbuschten Teich in der Nähe von Großvaters Dorfpfarre und mitten darin ein paar derbe Bauernbengel, die ihre wiehernenden Köpfe lustig durchs Wasser trieben. Die Wiener Schwemme ist das selbstverständlich nicht. Sie ist eine mehr als bescheidene, auch gar nicht sehr saubere Gastwirtschaft als Anhängel eines hochberühmten Hotels, in der sich allerlei Menschenvolk vom Hochschullehrer und Droschkenkutscher, vom Opernsänger und Straßensänger bis zum Ladenfräulein und Literaten einträchtig zum Hungern zusammensindet. Dort also sah ich in einem Kreis sogenannter Intellektuellen und hörte andachtsvoll auf jedes ihrer Worte. Da naht der Speisestellner mit den Knödeln, so klein wie eine Kinder-murmel aus Glas, und nichts dazu wie ein wenig Tomate. Das ganze Mittagbrot! Vier Kronen fünfzig! Man schnunzelt nicht, man spöttelt nicht, man läßt den Kopf nur noch ein bißel tiefer hängen, und einer spricht leise im Ramen aller: „Necht geht das Hungern wieder los...“

Es ist schon so, man mag nun wollen oder nicht: Überall in Wien ist Hunger jetzt das dritte Wort! Wäre ein Holbein unter uns, und sähe er das Leben, wie es die leidende Stadt seit Jahren führt, er griffe zum Holzschmittmesser und schenkte der Welt einen hungerreigen, der seinem Totentanz als Zeitdenkmal nicht nachsehen würde. Wer hungert, was hungert nicht alles in Wien! Ich schlendre, beglückt von dem silberklaren Morgen, der um die Dächer weht und Amfelsrus und Finkenschlag aus jedem Garten wirft, zur fernen Altstadt hin. An der Mariabilderstraße, etwa dort, wo Joseph Haydn in schmucker Hoftracht über dem Volkstreiben steht, reißt der Hunger mir plötzlich die Knochenhand entgegen. Ein armes Weib mit seinem Kind an der Brust, in Lumpen, wie Pieter Brueghel sie nicht toller hätte malen können, steht wortlos um eine Gabe. Im blassen Gesicht ist alles erloschen, nur der Hunger nach Brot ist lebendig und schreit mit fiebernden Augen. Und überall ähnliche und doch stets ergreifende Bilder. Da liegt auf dem Gehweg ein junger Soldat mit furchtbar verstümmelten Gliedern, vier Kriegsdentmünzen am feldgrauen Rock und hält die Kappe den niederfallenden Hellsichtenden hin. Ein anderer hat am Sponzo das Augenlicht verloren. Nun lehnt er zwischen zwei schimmernden Ladenfenstern mit Damenkleidern und kostbarem Schmuck, starrt aus geschwärtzter Brille ins flackernde Licht und lächelt krompffast bei jedem gependeten Kupfer. Freilich auch andre, weniger tragische Hungerbilder rollen sich vor dem Beobachter ab. Durch einen menschenwollen Straßenbahnwagen löst helles Geklimper. Ein Feldsoldat hat seinem schwarzgelben Tuch die Züher entnommen und gibt auf eigene Rechnung und Gefahr ein Solokonzert. Die schlechtestimmten Saiten schnarren,

die rauhe Männerstimme singt ein Lied von Koschat, die Fahr-genossen reden die Häße, lachen über den pfliffigen Einfall und lassen die Heller regnen. Bis an die nächste Haltestelle. Da springt der Bursche ab und steigt in einen kommenden Wagen, wo das Singpiel von neuem beginnt. Auch allerlei Tiere müssen den Ärmsten unter den Armen den Hunger vertreiben helfen. In Ditarling sah ich ein Mädel mit einem Affen, der riß vor jedem den Dreispitz herunter und grüßte, während die Kleine verführerisch bettelte. Oder man hilft sich mit grünen Sittichen und weißen Mäusen, die sich als Wundertiere vorstellen und dafür eine Belohnung erlangen. So wirbt und kämpft das weiterbreitete Volk der Bettler in Wien trotz Republik und Demokratie um die Günst der Bessergestellten, nur weiß man, daß vielfach nicht Faulheit und Müßiggang die Quellen des Bettelns sind, sondern oft der wirkliche niederträchtige Hunger, der sich auf solche Arten ans Tageslicht drängt.

Die stärkste Hungerrage schlug mir vor kurzem am Rand der Altstadt beim Eingang zum Landstrahenviertel entgegen. Dort steht wie ein Niese von Stein, Glas und Eisen die Großmarkthalle der Zweimillionenstadt, in der man einstens in sagenhaft ferner Zeit die köstlichsten Schätze der Welt in lüppiger Fülle zu kaufen bekam. Heute ist der Niese ganz ausgepumpt. Von keinem Fleisch- und Gemüsestand klingt mehr ein: „Bitt' sähen, gnä' Herr!“, kein fröhlich aufmunterndes Lachen von hübschen Lippen. Das Lachen und Loden in diesem Haus ist verstummt. Nun aber sollte es plötzlich etwas geben: achttausend Kilogramm Schweinefleisch, anderthalbtausend gepökeltes Rindfleisch, achthundert Kilo geräucherter Würst. Das war ein Wort! Um sieben Uhr morgens sollte verkauft werden. Und Wien, das hungerrnde, stellte sich ein. Nicht um sechs oder fünf Uhr morgens — was ja begreiflich gewesen wäre — sondern zum Teil schon am Abend vorher um Neun! Da standen sie alle: hungerrnde Frauen und hungerrnde Männer, blasse Mädchen und abgemagerte Burschen standen und warteten Stunde um Stunde die lange Nacht hindurch, um bestenfalls ein halb Pfund Fleisch, eine armselige Würst zu erhalten! Die Würdigkeit kam und wollte die Schwächsten bestiegen. Ein Flüchtling werden im endlosen Zug der nächtlich Wartenden war jedoch gleichbedeutend mit neuem Hungern. Also die Knochen zusammen, die Lippen fest aufeinander, den Hintermann nicht vorkommen lassen! Zehn Stunden, zehn tolle, nur langsam verrinnende Nachstunden im Freien, ohne einen Bissen im Leib, ohne Schlaf! Und als der Morgen mit rosigen Schritten über die Wien und den Donaukanal spazierte und in der Stadt es lebendig zu werden begann, da war die Schar der hungerrnden Menschen auf 40 000 gestiegen, die nun in gewaltigem Anprall sich durch die endlich geöffneten Tore drängten und einander die Fleisch- und Würststücke streitig machten. Wie viele mögen befriedigt worden sein? Bei zwei Millionen Menschen war das Vorhandene ja doch nur ein Tropfen auf heißem Stein. Die Unerlösten aber begehrt auf, verlangten gleichfalls ihr Recht und ließen sich erst ein wenig beruhigen, als man ihnen die völlig geleerten Küchlräume zeigte. Dafür also hatte man gewartet! Eine halbe, vielleicht eine dreiviertel Nacht, um nichts mit nach Hause zu bringen!

Wer wundert sich noch bei diesen Verhältnissen, daß auch der Tod in mancherlei Form in die Stadt kommt? Daß ein bemitleidenswerter Schulmeister, dessen paar Kronen die wilde Preistreiberei nicht aushalten, sich einjag aufs Bett wirft und Hungers stirbt? Daß ein hoher Beamter der Staatsdruckerei im Kampf ums Dasein Bruchmarken fälscht und, als er ertappt wird, sich aufhängt?

Daß ein kaum den Kinderjahren entwachsenes Dienstmädchen die Herrin mit einer Wärmflasche totschlägt, weil es sieben knusprige Bucheln, ein kleines Wiener Gebäck, aus Hunger gestohlen hat und den Diebstahl nicht zugeben will? Es ist so leicht, in diesen verzweifeltsten Tagen den Sittentrichter zu spielen und auf die Verwilderung und den Niedergang der Lebensführung hinzuweisen. Jeder will schließlich doch leben und hat auch ein Recht dazu. Und wenn der Hunger ihn mürr und erbärmlich gemacht hat, dann findet so mancher sich nicht mehr im Leben zurecht und stürzt von der Bahn des Rechts und der Ordnung in allerlei Abgründe. Doch auch schuldlose Opfer hat der barbarische Hunger, das dritte Wort im heutigen Wien, schon in Massen gefordert. Die hiesigen Ärzte wissen ein Lied davon zu singen. Seit einem Jahr hat die Zahl der Knochenerweichungen und sonstigen Knochenkrankheiten sich unablässig vermehrt. Ursache: Mangel an knochenernährenden Stoffen, vor allem an Eiweiß und Phosphor. Und die berüchtigte Wiener Seuche, die Tuberkulose, die schon in den Friedenszeiten immer herumzisch, geht wie ein eifriger Sämann von Straße zu Straße und wirft ihr Leiden in junge und alte Körper. Um hundert und mehr Prozent ist die Zahl der Todesfälle gestiegen.

Auch in der Tierwelt Wiens ist der Hunger sozusagen das dritte Wort. Ich rede nicht von dem tragikomischen Ende des stolzen Schwans auf dem Konstantinshügel im Prater, der zwar nicht Hungers starb, wohl aber in der Küche eines ungesättigten Wieners verschwand, auch nicht vom Wild im Lainzer Tiergarten, dem die Gesellschaft der Wilddiebe beträchtlichen Abbruch tat — derartige Vorkommnisse sind in der Nähe einer Zwei-Millionen-Stadt ohne weiteres begreiflich —, wohl aber denke ich an das traurige Schicksal der „Menagerie“ in Schönbrunn, die langsam und sicher ihrem Ende entgegengeht. Wohl jeder Besucher des vornehmen Schloßparks im Westend Wiens hat die reizende Anlage aus Maria Theresias Zeiten mit heller Freude besichtigt. Um einen Pavillon im zierlichsten Rokoko schließen die Käfige und Vogelhäuser sich in anmutiger Rundung zusammen. Besonders jeht, da die Kastanien im ersten Leuchten stehen und über allen Wiesen sich ein Teppich aus blauen, weißen und goldenen Sternen breitet, ist dieser Teil des Gartens ein heiteres Idyll in unsrer Tage Qual. Nun hat der Hunger auch darauf seine Hand gelegt und schwere Wunden geschlagen. Vom Elefantenvolk lebt nur noch Mädel. Die übrigen Lieblinge der Wiener Jugend, der Peter, Miki und Baby, sind elend verhungert. Auch die drei kostbaren Giraffen, Schaustücke ersten Ranges, um die so mancher Zoologische Garten den kleinen Wiener Kollegen ehrlich beneidet, sind unter die Erde gewandert. Und ebenso ging es den Bären, den Affen und einigen Raubtieren, während andre Seltenheiten an glücklichere Gärten abgegeben wurden. Nur in den Vogelhöfen, wo die Flamingos die rosenroten Schnäbel ins Wasser tauchen und der Marabu über ernste Lebensfragen nachdenkt, herrscht noch einiges Treiben. Dort steht das Wien von heutz, schaut sich die Enten, Gänse, Schwäne und Hühner an und rechnet im stillen nach, wieviele Maßzeiten jedes Stück wohl geben könnte. So schlimm ist es mit der idealen Weltanschauung im Hunger-Wien geworden.

Und schließlich ein letztes noch. Seit kurzem wissen wir, daß auch der Hunger nach — frischer Luft in diesem Sommer nicht gestillt werden wird. Das ist kein Scherz, sondern bitterer Ernst. Man hatte es sich so schön gedacht, nach diesem Winter des Mißvergnügens sich irgendwohin auf ein stilles Fleckchen Erde zurückzuziehen, die Stadt und ihre Qualen für einige Wochen zu vergessen und in Wäldern, an kühlenden Seen, in der Hochwelt der

Berge die Seele zu baden und den geschwächten Körper zu stärken. So hübsch, so tröstlich, so lebensweckend waren diese Gedanken! Man träumte vom Lande Salzburg, von Kärnten, von Steiermark und von Tirol. Irgendwo würde man schon unterkommen, und wenn der Himmel ein Einsehen hatte, würde man auch ein bißel Milch, ein paar Eier, ein Pfündlein Butter mit nach Hause nehmen können. Und nun schallt von allen Seiten uns ein donnerndes „Nein!“ entgegen. Man will uns nicht. Man läßt die Wiener mit Rußsack und Koffer, wie man sie früher geliebt und umworben hatte. „Der Zuzug von Fremden ist unterlaßt!“ „Für Sommerfrischler kein Platz!“ „Kost und Wohnung werden selbst gegen Tausendkronennoten nicht abgegeben!“ So lauten die Stimmen der uns heute feindlich gesinnten Nachbarn, und Wien, das eingekleidet ist zwischen Tschechen, Südslawen und krebroteten Ungarn, muß nun den heißen Sommer wohl oder übel in seinen Steinmeer verbringen. Ist das denn aber so schlimm? Ich frage es einen Volkblutwieners an meinem Tisch in der Schwemme und weise hin auf den Wiener Wald und die lieblichen Hänge im Osten und Süden des Kahlenbergs. Waren nicht unsre Größten immer gern dort draußen? Der Beethoven in Heiligenstadt, der Franz Schubert, der Brahms? Das bleibt uns doch offen, nicht wahr? Der Wiener lächelt sein altes gültiges Lächeln. Zenes Lächeln, das so ins Herz dringt und so verfühlerlich wirkt. „Offen bleibt's uns ja schon, das Landel, aber i bitt' sähen, da hat man ja nix zu essen...“ Wieder — das dritte Wort. Man kommt nicht darüber hinweg. Und wenn man die besten Geister Alt-Wiens zu Hilfe ruft.